

Zum Geleit

Liebe Freunde und Wohltäter unseres Hauses Königstein!

Jetzt ist es schon über ein Jahr her, dass wir von der Corona-Pandemie überrascht wurden und unsere gemeinsamen Treffen, seien es die Tage der offenen Tür oder unsere Studien- und Wallfahrten, absagen oder verschieben mussten. Auch für 2021 können wir noch nichts versprechen, aber wir hoffen, vielleicht für das zweite Halbjahr mehr planen zu können, wenn die Rechnung unserer Regierung mit der Impfstrategie aufgeht. Wir freuen uns, dass auch Sie unsere Aktivitäten, vor allem die Tage der offenen Tür und Besuche im Haus Königstein vermissen, wie uns immer wieder am Telefon oder auch schriftlich bestätigt wird.

Besonders betroffen sind wir von der Tatsache, dass Pater Werenfried lange nach seinem Tode noch in die Mühle einer Pressekampagne geraten ist. Eine Frau hatte ihn 2010, erst sieben Jahre nach seinem Tod, in einem Brief an *Kirche in Not* wegen einer sexuellen Bedrängung angeklagt mit der Begründung, sie wolle seine Seligsprechung verhindern. Zwei Dinge befremden mich: 1. Diese Frau war zur Zeit des „Vorfalls“ bereits 23 Jahre alt. 2. Was bedeutet die Aussage über eine Seligsprechung, war denn offiziell bereits ein Seligsprechungsprozess bekannt?

Ich bin grundsätzlich der Meinung, dass alle Missbrauchsfälle aufgeklärt werden müssen, was leider oft zu spät geschah. Die Geschädigten haben persönliches Leid erfahren, was nicht zu verantworten ist. Aber schwierig wird es, wenn die Beschuldigten nicht mehr leben und sich nicht mehr verteidigen können.

Wir bedauern es sehr, dass Pater Werenfried am Pranger steht und nicht mehr dazu Stellung nehmen kann. Herr Grulich ist sehr betroffen, denn er kannte Pater Werenfried sehr gut und hat mit ihm vieles bewirkt und geleistet. Er wird deshalb viel angerufen und gebeten, den Anschuldigungen auf den Grund zu gehen. Er fragt sich als Historiker, was 1973 geschah und was die Visitation 2010 wirklich erbrachte, nachdem schon vorher Visitationen durch Bischof Stimpfle erfolgt waren. Was hat den Papst bewogen, trotzdem aus *Kirche in Not* eine Päpstliche Stiftung zu machen? Er weiß, wie Pater Werenfried oft angefeindet wurde, auch von deutschen Bischöfen, denen der Speckpater zu katholisch und zu papsttreu war. Wir hoffen, in den nächsten Mitteilungen mehr darüber zu wissen, weshalb diese schwere Anklage erst zum jetzigen Zeitpunkt kommt. Will man nur *Kirche in Not* schaden, oder der katholischen Kirche überhaupt?

Grulich fallen in dieser neuen Geschichte über *Kirche in Not* einige Ungereimtheiten auf. Wer hat der Frau und ihrem Vater das Geld gezahlt? War es *Kirche in Not* in Königstein, wohin Pater Werenfried erst 1975 von Rom umzog? Oder das Werk in Tongerlo oder in Rom? Wie kam Weihbischof Grothe als Visitator dazu, Werenfried Unmäßigkeit in Essen und Trinken vorzuwerfen? Wo hat die Anklägerin bei *Kirche in Not* gearbeitet, in Rom, Tongerlo oder Königstein? Fragen über Fragen.

Pater Werenfried hatte die Gabe, durch seine Predigten und Briefe die Menschen zu bewegen, ihre Herzen zu öffnen und mit ihren Spenden die Not der Ärmsten zu lindern. Er selbst, Holländer in einem belgischen Kloster, schaffte es nach dem Zweiten Weltkrieg, die Menschen in Belgien und Holland zu bewegen, für die deutschen Vertriebenen zu spenden und Speck zu schicken, damit die Priester ihren hungrigen Gemeinden beistehen konnten. Er gründete die Ostpriesterhilfe, versorgte die Priester zuerst mit Motorrädern, dann mit Autos und Kapellenwagen, damit sie ihre Pfarrkinder erreichen und so den verzweifelten Menschen durch den Glauben wieder Hoffnung geben konnten. Er sorgte auch dafür, dass Kinder von Vertriebenen nach Belgien zur Erholung geschickt werden konnten. Der Leser kann sich über sein Leben durch zahlreiche Publikationen selbst informieren, wie sich sein Werk noch zu seinen Lebzeiten buchstäblich auf die ganze Welt verbreitete.

Zeitzeugen, die noch seine Predigten selbst hören durften, riefen nach den Anschuldigungen bei uns an und konnten die Anklagen nicht begreifen. Viele Fragen haben uns erreicht, was uns zu dieser Stellungnahme veranlasste.

Wir hoffen, dass Sie die Artikel von Professor Grulich in den vorliegenden Mitteilungen mit Interesse lesen werden und würden uns freuen, wenn wir auch weiterhin mit Ihrer Unterstützung rechnen dürfen. Wir können nur immer wieder betonen, dass wir auf Ihre Hilfe angewiesen sind, um unsere Arbeit im Sinne des Geistes von Königstein durchführen zu können. Unser Institut bietet Ihnen Gelegenheit, sich über die Heimat Ihrer Eltern oder Großeltern zu informieren und wertvolles Archivmaterial einzusehen. Gerne beantworten wir Ihre Fragen.

Vor allen Dingen wünschen wir Ihnen aber, dass Sie weiterhin gesund bleiben und nicht die Hoffnung aufgeben, bald wieder ein normales corona-freies Leben führen zu können. Ich grüße Sie im Namen aller ehrenamtlichen Mitarbeiter und unserem Vorstand und Professor Grulich herzlich.

Ihre



Vor 75 Jahre entstand das Vaterhaus der Vertriebenen in Königstein.



Zwei Straßen, ein Platz und ein Denkmal erinnern in Königstein an Männer, die das Albertus-Magnus-Kolleg aufbauten und es als Herzstück der Königsteiner Anstalten als „Vaterhaus der Vertriebenen“ mit Hochschule, Priesterseminar, Gymnasium, Haus der Begegnung und verschiedenen Instituten bekanntmachten: Bischof Maximilian Kaller, Bischof Adolf Kindermann und Pater Werenfried van Straaten. Dagegen ist ein Kirchenmann heute vergessen, der 1945/46 den eigentlichen Anstoß in Königstein gab und die Einrichtung des Albertus-Magnus-Kollegs in den ehemaligen Kasernen ermöglichte: Albert Büttner. Seine Mitarbeiterin Maria Labonté hat in ihrem Buch

Albert Büttner. Ein Leben für Glaube und Kirche in der Fremde sein Leben beschrieben und gewürdigt. Es enthält interessante Details über „Die Anfänge der Königsteiner Anstalten“ und in den Daten seines Lebens und Wirkens für das Jahr 1946 die klare Aussage „Errichtung von Königstein“.

Albert Büttner wurde am 3. September 1900 in Frankfurt-Oberrad geboren. Er besuchte die Deutschherrenmittelschule und das Kaiser-Wilhelm-Gymnasium in Frankfurt, wo er am 17. Juni 1918 das Abitur machte. Schon vier Tage später wurde er zum Militärdienst eingezogen, den er bis kurz nach Kriegsende im November 1918 ableistete. Nach dem Studium der Philosophie und Theologie in Würzburg, Fulda und Limburg wurde er 1923 zum Priester geweiht, leistete Kaplansjahre in Höhr-Grenzhausen und Lorch und war dann bis 1935 als Pfarrvikar in Frankfurt-Hausen und als Jugendpfarrer für Groß-Frankfurt tätig. Nach zwei Jahren als Generalsekretär des Kolpingwerks in Berlin wurde er von Bischof Wilhelm Berning an den „Reichsverband

für das Katholische Deutschtum im Ausland“ nach Berlin gerufen, dessen Leitung er seit 1938 übernahm. Damit hatte er die weltweite Aufgabe, die Seelsorge für Deutsche im Ausland zu koordinieren und zu fördern.

Die Aufgabe wurde durch den Krieg seit 1939 immer schwerer, da die Nationalsozialisten seine Arbeit behinderten. 1938 und 1939 konnte er noch in Prag Prälat Dr. Adolf Kindermann bei der Schaffung eines deutschen Theologenkonvikts helfen. Büttner bemühte sich um die Zivilinternierten und die Kriegsgefangenen und errichtete für ihre Betreuung die „Kirchliche Hilfsstelle für seelsorgliche Sonderaufgaben“. Als sein Büro in Berlin durch Bomben zerstört wurde, führte er seine Arbeit in einem Kinderheim der Dominikaner weiter, bis die Front immer näher an Berlin kam und Büttner deshalb nach Karlstadt ging und nach Kriegsende im August 1945 an die neue „Kirchliche Hilfsstelle“ nach Frankfurt. Ihre Aufgabe war nun die Betreuung der Flüchtlinge und Vertriebenen, die Seelsorge für deutsche verschleppte Zivilarbeiter im Ausland, sowie die Betreuung kriegsgefangener Theologiestudenten und Priester.

Da die deutschen Priesterseminare in Prag, Breslau, Braunsberg, Leitmeritz und Weidenau verloren waren, verlagerte Büttner seine Prager Seminar-Pläne in das zerstörte Restdeutschland. Er dachte zunächst an das Kloster Eberbach, doch Ende 1945 machte ihn Bürgermeister Hubert Faßbinder auf die Kasernen in Königstein aufmerksam. Inzwischen hatte Papst Pius XII. den deutschamerikanischen Bischof Alois Muench als Apostolischen Visitator nach Deutschland geschickt, der seinen Sitz in Kronberg nahm. Muench hatte als Mitarbeiter den Jesuiten P. Ivo Zeiger, der Rektor des Germanicums und Professor an der päpstlichen Universität Gregoriana in Rom war. Mit ihm besprach Büttner das Projekt Königstein.

Pater Zeiger riet Büttner zu einem Brief direkt an den Papst und schon am 6. Mai 1946 erteilte das Staatssekretariat des Vatikans seine Zustimmung. Es heißt darin: „... in die verehrten Hände seiner Heiligkeit ist Ihr Brief vom 1. April d. J. gelangt, in dem Ew. Hochwürden ehrerbietig den Segen unseres gemeinsamen Vaters erfliehen über die geplante Eröffnung eines Priesterseminars und eines Konviktes, wo deutsche Flüchtlinge aus dem Osten und Südosten, nämlich die zahlreichen Theologiestudenten und jene Mitschüler, die begründete Anzeichen für einen späteren Priesterberuf geben, in einer, ihren Sonderbedürfnissen entsprechenden Umwelt gesammelt werden können, um nach den erduldeten Leiden sich zu erholen, ihre durch Kriegsereignisse unterbrochene Ausbildung wieder aufzunehmen und so in Studium und Gebet sich vorzubereiten auf das schwere Apostolat, das ihrer wartet.“

Der Heilige Vater hat mit tiefem Schmerz den Bericht gelesen, den Ew. Hochwürden über die leidvolle Lage geben, in die so viele junge Hoffnungen der Kirche geraten sind. Mit lebendiger Genugtuung hat Er die Nachricht von der erwähnten Gründung aufgenommen und gibt sich dem Wunsch hin, daß Ihr vorsorgliches Beginnen unter großer Beihilfe guter Menschen möglichst bald glückliche Wirklichkeit wird. In diesem Sinne gewährt Er sehr gerne Ihnen hochw. H. Prälat, und allen jenen, die in herzlicher Sorge um das kommende Schicksal ihres Landes zur Sicherung des Erfolges irgendwie beitragen, von Herzen den erbetenen Apostolischen Segen.“ Das Schreiben trägt die Unterschrift von Giovanni Battista Montini, dem späteren Papst Paul VI. So stehen zwei Päpste am Beginn der Königsteiner Anstalten!

Als Büttner das Schreiben aus Rom in offizieller Übersetzung über die vatikanische Niederlassung in Kronberg im Juni entgegennehmen konnte, erteilte am 2. Juli die Hessische Regierung „die Besitzeinweisung zur Errichtung eines Priesterseminars mit Konvikt für Theologiestudenten und eines Konviktes für Gymnasiasten aus den Ostgebieten, vorbehaltlich der Zustimmung der Militärregierung.“ Sie galt zunächst nur für das Oberhaus, Kasernenblock I, denn die anderen Gebäude waren noch mit Verwundeten belegt.

Als sich im August 1946 in Eichstätt erstmals vertriebene Priester versammelten, dankten sie der Fuldaer Bischofskonferenz für das Projekt Königstein, wohin dann im Laufe des Jahres die ersten Theologen kamen, darunter viele entlassene Kriegsgefangene. Am Allerheiligenfest wurde die erste Kapelle eingeweiht, für die Limburg einen Altar der Lorcher Kolpingssöhne spendete. Am 7. November traf sich zum ersten Male der vorgesehene Lehrkörper und am Fest des heiligen Albertus Magnus erfolgte die Eröffnung.

In der Zwischenzeit war auch Bischof Maximilian Kaller vom Papst zum Flüchtlingsbischof ernannt worden, wobei Büttner große Verdienste hatte, da er sich mit maßgebenden Stellen in Verbindung setzte. Ende Oktober 1946 war es Büttner durch Bischof Muench ermöglicht worden, nach Rom zu fahren, wo er dem Papst persönlich Bericht erstattete.

Es war ein großer Tag für Königstein, als am 15. November 1946, am Fest des heiligen Albertus Magnus, das deshalb später nach ihm benannte Albertus-Magnus-Kolleg seine Arbeit offiziell aufnahm. Wie wichtig dieser Tag genommen wurde, zeigt die Tatsache, dass hohe kirchliche und staatliche Vertreter nach Königstein gekommen waren.

Damals begann der Aufstieg der Königsteiner Anstalten, die zum wichtigsten Zentrum katholischer Vertriebenenarbeit werden sollten. Kein Geringerer als Kardinal Frings nannte Königstein das „Vater-

haus der Vertriebenen“. In seinem Buch *Wallfahrt und Heimatverlust* nennt Georg Schroubek 1968 die Königsteiner Anstalten „das vielleicht wichtigste religiöse Zentrum der heimatvertriebenen Katholiken; hier befindet sich das Albertus-Magnus-Kolleg (eine Philosophisch-Theologische Hochschule mit Priesterseminar und Schülerkonvikt), das Priesterreferat für den Vertriebenenklerus, die Priesterwerke für die nordostdeutschen, schlesischen und sudetendeutschen katholischen Priester, das Haus der Begegnung (das u. a. auch Wallfahrten für Heimatvertriebene veranstaltet), die Ostpriesterhilfe, die Ostakademie, das Katholische Institut für Sozialforschung und Flüchtlingsfragen, das Königsteiner Institut für Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas und eine Reihe weiterer Institutionen. In der Kollegskirche des Albertus-Magnus-Kollegs wird eine Schutzmantelmadonna als *Mutter der Vertriebenen* sowie ein Annabild verehrt“.

Träger der Einrichtung in Königstein war zunächst die Kirchliche Hilfsstelle in Frankfurt unter der Leitung Büttners. Als aber am 4. Dezember 1947 in Köln im Beisein von Kardinal Josef Frings, Bischof Ferdinand Dirichs und mehrere Prälaten, darunter Büttner und Professor Adolf Kindermann, der Verein Albertus-Magnus-Kolleg gegründet wurde, übergang man Büttner und ernannte Kindermann zum Leiter.

„Ich gestehe, daß der Beschluß, mich aus der Leitung des Institutes in diesem Augenblick zu entfernen, das schmerzlichste und schwerwiegendste Ereignis meiner fast 25-jährigen priesterlichen Tätigkeit war“, schrieb er am 26. Januar 1948 an Kardinal Frings. Schon am 8. Dezember 1947 hatte er an seinen Freund Bischof Dirichs nach Limburg geschrieben. Büttner wollte damals auch die Leitung der Kirchlichen Hilfsstelle niederlegen und in die Seelsorge einer Pfarrei gehen, aber das lehnte der Bischof ab. So baute er die Hilfsstelle in Frankfurt weiter aus. Auch nur eine Aufzählung seiner weiteren Arbeit würde den Rahmen dieser Ausführungen sprengen, doch es sei die Gründung der Flüchtlingsiedlung St. Stephan in Darmstadt genannt, das Nachrichtenblatt *Der deutsche Katholik im Ausland* und seine Rundfunkansprachen.

1951 übertrug ihm die Bischofskonferenz die Leitung des neuen Katholischen Auslandssekretariates in Bonn. Er erhielt hohe staatliche und kirchliche Auszeichnungen, wurde Prälat und Apostolischer Protonotar und starb am 8. Mai 1967 in Bonn. Beerdigt wurde er in Lorch.

Als 1977, drei Jahre nach dem Tode von Weihbischof Adolf Kindermann, ein Gedächtnisbuch über sein Leben, Werk und Wirken erschien, blühte noch das Werk Königstein, ein „einzigartiges Gesamtwerk für Bildung, Wissen und Fortschritt“ (Franz Lorenz). Das Haus

Das Nachkriegsbild zeigt das Priesterseminar ohne das Haus der Begegnung und ohne die Bischof-Neumann-Schule



der Begegnung wurde als eine „in der ganzen Bundesrepublik, aber auch über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannte Tagungs- und Bildungsstätte“ bezeichnet, „als Heimstatt mehrerer Forschungsinstitute, als Herausgeber von Dokumentationen und periodischen Zeitschriften, als bevorzugtes Zentrum vor allem religiöser und kirchlicher Veranstaltungen“ (Richard Hackenberg). 1977 schrieb man, dass Königstein als „Stadt auf dem Berge“ bleiben müsse (Karl Reiß), ja man versprach, dass „viele von dem in die Tat umgesetzt wird, was der verstorbene Weihbischof geplant hat, was er aber nicht mehr verwirklichen konnte. Unser Haus wird, wie es seine Absicht war, noch stärker als bisher Strahlungszentrum des geistig-religiösen Lebens, Heimstatt und Ort der Begegnung für viele sein.“

Prälat Reiß betonte damals als Nachfolger Kindermanns im Vorsitz des Sudetendeutschen Priesterwerkes: „Das Werk ‚Königstein‘ muss für die Kommenden erhalten werden. Das wird möglich sein, wenn alle, die heute in Königstein Verantwortung tragen, den Ursprüngen treu bleiben und einträchtig zusammenarbeiten. Das wird möglich sein, wenn die vielen Freunde des Verstorbenen seinem Werk die Treue halten und mit ihrer Opferkraft tragen. Dann wird ‚Königstein‘ das sichtbare Zeichen der ‚Stadt auf dem Berge‘ bleiben. Weihbischof Kindermann, Bischof Johann Nepomuk Neumann, der Heilige des Jahres 1977 und die Heiligen unserer unvergessenen Heimat werden bei Gott Helfer und Fürbitter sein.“ 1996 wurde anstelle einer 50-Jahrfeier die Liquidation eingeleitet, weil seit dem Tode von Weihbischof Kindermann sein Erbe buchstäblich zerfiel, ja verschleudert wurde.

Rudolf Grulich

Wer waren die Rucksackpriester?

Ältere Vertriebene, die in der Diaspora ohne Kirche waren, kennen die Rucksackpriester. Junge Leute müssen fragen, auch manche Besucher im Hause Königstein. Daher bringen wir die Zusammenfassung eines älteren Beitrags, den Pfarrer Rawitzer als Gastvorlesung 1995 an der Universität in Gießen hielt.

(Dazu auch S. 22)

Weder die Priester der Vertriebenen noch die Kirchen der Aufnahmegebiete waren 1945 auf die neue Situation vorbereitet. Man stand „vor einer unvorhergesehenen Situation. Wie will man diese vielen Tausende heimatvertriebener Katholiken seelsorglich betreuen, wenn weit und breit keine katholische Kirche vorhanden ist und auch die nötigen Priester fehlen? Außerdem waren sich die Vertriebenen selber fremd. „Ich will hier nicht verhehlen, dass man den vertriebenen Katholiken aus dem Sudetenland reserviert gegenüberstand. In Unkenntnis der Folgen des Josephinismus nach 1780 und der ‚Los-von-Rom-Bewegung‘ um das Jahr 1900 nannte man sie gelegentlich böhmisch-katholisch statt römisch-katholisch. Man sagte ihnen deshalb Unkirchlichkeit und Gleichgültigkeit im Glauben nach und meinte damit, dass an diesem Zustand die Priester aus dem Sudetenland eine nicht unwesentliche Mitschuld hätten, ein Vorurteil, das sich nur langsam korrigieren ließ. Und nun stand die Frage der Seelsorge an den Flüchtlingen an. Da also ein gewisses Misstrauen vorhanden war, meinte die Bistumsleitung anfangs, dass die Seelsorge in den Diasporapfarreien allein und mit eigenen Diözesankräften bewältigt werden könne. Da aber die Zahl der Neuankömmlinge immer größer wurde, war es bald klar, dass heimatvertriebene Priester, und insbesondere solche aus dem Sudetenland gebraucht wurden.“

Diese Feststellungen von Pfarrer Anton Rawitzer in Echzell galten auch für die Situation in allen Diözesen Deutschlands. Sicher war es für die Bischöfe nicht leicht, fremde Priester aufzunehmen und, ohne sie zu kennen, mit einer Seelsorgestelle zu betrauen. Priester wurden wie andere Vertriebene von den Behörden in Wohnräume eingewiesen, als Gottesdiensträume dienten anfangs hauptsächlich evangelische Kirchen, Säle in Schulen, Gasthäusern oder Baracken der US-Armee. Die Aufnahme erfolgte nicht immer so reibungslos, wie es später gerne Gedenkbände und Jubiläumsschriften von Landkreisen und Gemeinden darstellen. Das Institut für Kirchengeschichte von Böhmen–Mähren–Schlesien in Königstein hat mehrere hundert Berichte von vertriebenen sudetendeutschen Priestern über die Jahre 1945 und 1946 gesammelt, die uns Aufschluss geben.



1948 schenkte
Pater Werenfried
den ersten
Rucksackpriestern
Motorräder

So schreibt der letzte deutsche Pfarrer von Altsattl im Egerland, Josef Seitz, der am 15. August 1946 ausgesiedelt wurde:

„Nach 8 Leidenstagen im Sammellager zu Neusattl ging es per Viehwaggon in das gelobte Land Bayern. Wir wurden in die Lagerbaracken bei Bindlach über Bayreuth hineingepfercht. Weil die kirchliche Leitstelle in München uns angewiesen hatte, ja nicht auf eigene Faust weiterzufahren, sondern abzuwarten, bis man uns in einen anderen Ort zugeteilt hätte, um die Registrierkarte zu erhalten, blieb ich volle 7 Wochen in diesem Lager. Es war eine Hungerkur, so daß von mir nur noch Haut und Knochen übrig blieb. Jeden Tag hieß es: *Morgen werden wir eingeteilt*. Aber immer war es nichts.

Endlich schlug die Erlösungsstunde und man teilte uns dem Ort Benk zu, etwa 2 km von Bindlach entfernt. Der Chauffeur warf unser Gepäck auf die schmutzige Dorfstraße und fuhr davon. Dort saßen wir nun von Mittag bis spät in die Nacht, denn der Bauer, der uns aufnehmen sollte, ließ uns nicht in seinen Hof hinein, auch als wir den Gemeindediener und Bürgermeister holten. Zu allem Unglück fing es auch noch zu regnen an. Als wir versuchten, mit Gewalt in den Hof einzudringen, ging der Besitzer mit der Mistgabel auf uns los und vertrieb uns. Nicht einmal eine Mutter mit einem kleinen Kinde wollte er über Nacht dort lassen. Nur so weit ließ er sich herbei, daß wir unser Gepäck in seiner Scheune unterbringen konnten. Wir selbst bekamen im Gasthaus einen kleinen Raum angewiesen. Eine Person konnte liegen, zwei mußten die Nacht durch sitzen. Am nächsten Tag ließen wir durch Ochsespann unser Gepäck wieder ins Lager zurückschaffen. Jetzt verweigerte uns wieder der Lagerleiter den

Eintritt. Wir seien abgemeldet und sonach könne er uns nicht mehr hineinlassen. Erst als ich ihm erklärt hatte, wir würden uns mit dem Gepäck mitten auf die Straße setzen und jeden Verkehr behindern, erst dann wurden wir wieder gnädigst in das Hungerlager hineingelassen. Am nächsten Tag setzte ich mich ohne Registrierschein und ohne Lebensmittelkarte auf die Bahn und kam spät in der Nacht in Würzburg an. Der Herr Generalvikar hatte keinen Platz für mich, obwohl ich ihm erklärte, ich sei am Ende meiner Kräfte und für das Weitere nicht mehr verantwortlich. Also setzte ich mich wieder auf die Bahn und fuhr nach Eichstätt. Wieder Ankunft in tiefster Nacht. Ich wurde im Kapuziner-Kloster gütig aufgenommen. Auch von H. Generalvikar und auch besonders vom H. Diözesanflüchtlingsseelsorger Domkapitular Zischek wurde ich gütig und liebevoll empfangen und mir Eschenfelden als Seelsorgestelle zugeteilt. Ich holte mein Gepäck von Bindlach ab und fuhr mit einem Lastauto nach Eschenfelden. Hier wurde mir genau der gleiche Empfang zuteil wie in Benk, nur fehlte diesmal die Mistgabel. Wieder wurde mein Gepäck auf die schmutzige Straße geworfen und wieder saß ich vor der geschlossenen Haustür von Mittag bis zur stockfinstern Nacht. Die Besitzerin des Hauses war absichtlich in den Wald gegangen und dort bis zur Nacht geblieben, in der Hoffnung, daß wir von selber wieder fortgehen würden. Wir einigten uns gütlich und so fand meine Odyssee durch Bayern ein Ende“.

Der ehemalige Pfarrer von Donawitz konnte positiver berichten: „Nach einem 10-tägigen Aufenthalt im Lager Furth i. W. fand ich sehr freundliche Aufnahme durch den damaligen Generalvikar und späteren Bischof Dr. Josef Schröffer in der Diözese Eichstätt. Seine Worte wirkten nach all den Drangsalen der vergangenen zwei Jahre in der verlorenen Heimat wie Balsam auf das wunde Herz.“

Der Pfarrer von Hohenzettlisch stellt fest: „Aufnahme im Reich war hilfreich, freundlich und entgegenkommend.“

Der Pfarrer von Wusleben weiß zu melden:

„In Bayern ging es mit den alten Eltern von Lager zu Lager. Anfangs November [1946] endlich fanden wir in einem Dörfchen südlich von Hersbruck Unterkunft und Heim. Die Aufnahme bei einer evangelischen Familie war freundlich und entgegenkommend. Ebenfalls erbauend war die Aufnahme in der Diözese vonseiten des Hw. Ordinariats Eichstätt, wohin ich mich allerdings erst gewandt hatte, nachdem die Aufnahme oder wenigstens der Briefwechsel hierüber bei 2 anderen Ordinariaten ergebnislos schien.“

Religiöse und kirchliche Probleme

Kamen die Vertriebenen in Gebiete ihrer Konfession, so hatten sie zumindest Kirchen und Seelsorger, wenn sie oft auch anderen Riten

und Gebräuchen begegneten, anderen Liedern oder anderen Melodien und Gebeten. Schwierig war es, wenn man in das Gebiet der anderen Konfession kam. Zwar wurden oft evangelische Gotteshäuser den neuen katholischen Gemeinden zur Verfügung gestellt, doch war es schwierig, eine günstige Gottesdienstzeit zu finden. Probleme brachte auch die Grundausstattung der neuen Seelsorgestellen: Altartisch, Messgewänder, liturgische Geräte. Es fehlten Gesangbücher und Noten, so dass die Liedtexte notdürftig selber hergestellt wurden. Es gab kein einheitliches Gesangbuch. Die Vertriebenen kamen aus verschiedenen Diözesen und Kirchenprovinzen, so dass die Kirchenlieder, die man auswendig kannte, keinen einheitlichen Text oder Melodie hatten. Eine wichtige Frage für Katholiken war die Wochentagsmesse, da die evangelische Kirche nur am Sonntag zur Verfügung stand. So zelebrierte der Vertriebenenpriester oft in seinem Wohnraum. Prozessionen wie an Fronleichnam oder Maianachten waren kaum möglich. Es kam zu einer Verarmung des religiösen Lebens. In der Diaspora hatten die Priester weite Gebiete zu betreuen. Als Rucksackpriester zogen sie zunächst zu Fuß, später mit dem Fahrrad oder Motorrad von Dorf zu Dorf, von Lager zu Lager.

Aus Sparneck haben wir dazu den Bericht, den der dortige aus Hotzenplotz im Ostsudetenland vertriebene Pfarrer Franz Blaschke in den ersten Rundbriefen an seine ebenfalls vertriebenen und nun in ganz Deutschland zerstreuten ehemaligen Pfarrkinder gab:

„Wie es mir geht, soll ich Euch schreiben. Ich habe die katholischen heimatlosen Glemkauer, Deutsch-Brodeker, Jägerndorfer, Fulneker, Egerländer und Deutsch-Ungarn in 3 ganz protestantischen Kirch- und 9 Schulgemeinden seelsorgerlich zu betreuen. Ich muß viel laufen, da die Gemeinden und Schulen 4 und 8 Kilometer weit entfernt sind. In Sparneck halte ich in der Friedhofkapelle regelmäßig Gottesdienst, in den zwei weiteren Kirchen abwechselnd jeden Sonntagnachmittag. Daß ich mich um meine neuen Pfarrkinder auch sonst kümmere und bei den Ämtern und kirchlichen Stellen um Hilfe bitte, ist selbstverständlich. Die kirchlichen Geräte muß ich mir nach und nach zusammenbetteln, ebenso den Hausrat für die 2 ausgeräumten kleinen Zimmerln. Kochherd habe ich noch keinen. Frl. Pepi hat in ihrem Zimmer noch keinen Ofen. Es geht mir also um nichts besser als vielen von Euch. Aber ich klage nicht, weil meine alten und neuen Pfarrkinder und auch die einheimischen Protestanten mich achten und gut sind zu uns. Zu den 300 Pfarrkindern in den Winterlagern in Hof fahre ich alle Monate einmal, solange sie dort beisammen sind. In die anderen Gegenden werde ich wohl erst kommen können, bis das Wetter es zuläßt. Wie es mir geht, fragen alle. Die Antwort ist sehr einfach: Laufend – weil ich auswärtige Kirchen und sieben Schulen (bis neun km weit) zu belaufen habe; immer beweglich. Zu tun habe

ich schon genug; fast mehr als in Hotzenplotz. Ich brauche mich jetzt ja nicht nur auf die Schule und den Gottesdienst zu beschränken, sondern kann mich auch sonst um die Nöte meiner jetzigen Pfarrkinder kümmern, wie es wir Priester ja tun sollen. Und so helfe ich, wo und wie ich kann. So ist es mir gelungen, durch die Caritas zu Weihnachten eine ganz schöne „Bescherung“ zu machen: Brauchbares für die Erwachsenen und Backwerk und Spielzeug für die Kinder. Und schon bereite ich eine Ausspeisung für schwache Kinder und kränkelige Erwachsene vor (auf 4 Wochen). Im Frühjahr kommen dann die schwächlichen Kinder in ein Erholungsheim.“

Aus diesen Zeilen sieht man auch, dass die Vertriebenenpriester nicht nur für die Seelen sorgten, sondern auch leiblich. Sie waren Caritas- und Sozialapostel.

Aus solchen bescheidenen Pfarr- oder Dekanatsbriefen entstanden später Heimatblätter, die als Vertriebenenzeitschriften bis heute existieren und zumindest für das Sudetendeutschtum auch bibliographisch erfasst sind.

Viel länger als man glaubt, waren die Heimatvertriebenen der Meinung, in die alte Heimat zurückkehren zu können.

„Getragen von dieser trügerischen Hoffnung versuchte man zurechtzukommen. Auf die Dauer traten nun die negativen Erscheinungen zutage: Der Sonntagsgottesdienst in den evangelischen Kirchen war meist zu ungünstigen Zeiten. Ein Gottesdienstbeginn um 8.00 Uhr oder früher zeitigte bald Ermüdungserscheinungen. Feierlicher Gottesdienst in der Hochform, Hochamt mit Weihrauch, war nicht möglich. Ohne Tabernakel litt die eucharistische Frömmigkeit und private Anbetung. Ein Kirchenbesuch an den Wochentagen mußte ausfallen, die Mitfeier der Wochentagsmesse in der Wohnung des Pfarrers war nur beschränkt möglich. Außerdem mußte auch auf die übrigen nichtkatholischen Hausbewohner Rücksicht genommen werden. Requiemessen konnten nur an Sonntagen als Gedächtnismessen gefeiert werden. Nachmittagsandachten, gemeinsames Rosenkranzgebet waren kaum oder nur selten möglich. Der Erstkommunionunterricht konnte nur in der Schule sein, Jugendarbeit in kircheneigenen Räumen war unmöglich. Kindern konnte man die Bedeutung eines katholischen Gotteshauses nur sagen, aber eingeübt konnte nichts werden. Damit ging auch eine Entfremdung zur Kirche einher“, schreibt Pfarrer Rawitzer, der seit 1946 in der hessischen Diaspora tätig war.

„Ohne Beichtstuhl muß auch die Beichtpraxis nahezu einschlafen. Beichtzeiten waren nur begrenzt vor dem Gottesdienst möglich. Die feierliche Taufe haben die Gläubigen nicht mehr kennengelernt, weil es gewöhnlich nur eine Haustaufe sein konnte. Nach dem Sonntagsgottesdienst war eine Taufe in der Kirche nicht durchführbar, weil



Vertriebene vor einem Kapellenwagen

ja nachher der evangelische Gottesdienst stattfand. Die Feier der kirchlichen Hochfeste an den Wochentagen geriet außer Übung. Die Fronleichnamtsfeier war ohne eigene Kirche unmöglich. Gerade an einem solchen Feste, an dem sich die Gläubigen als Gemeinde erleben können, mußte man viele Kilometer entfernt zurücklegen, um dort als Fremder „auch“ dabei zu sein.

Schwierigkeiten gab es bald mit den kirchlichen Trauungen. Waren beide Partner katholisch, war die feierliche Trauung im evangelischen Gotteshaus möglich. Anders war es, wenn es zu einer konfessionell gemischten Ehe kam. Wollte sich nun das Brautpaar katholisch trauen lassen, mußte das in der Wohnung des Pfarrers oder günstigen Falles in der winzigen Hauskapelle geschehen. Sollte es feierlich sein, dann mußte das katholisch-evangelische Brautpaar den weiten Weg in die bei uns 15 km entfernte katholische Pfarrkirche ... machen, was bei den damaligen schlechten Verkehrsbedingungen recht umständlich war. Eine evangelische Trauung war daher bequemer und feierlicher und es konnte daran die gesamte Verwandtschaft teilnehmen.

Für die Vertriebenen in der Diaspora bedeutete es auch eine Verarmung, dass sie die gewohnten Formen des kirchlichen Lebens und Brauchtums missen mußten“.

Rudolf Grulich

Sudetendeutsche Klöster in Böhmen und ihr Schicksal nach 1946

1934 gab es im Sudetenland und in der übrigen Tschechoslowakei 758 männliche deutsche Ordensleute, die in 49 Niederlassungen von 22 verschiedenen Kongregationen ihrer geistlichen Berufung nachgingen. Sie betreuten in der damaligen ČSR 90 Pfarreien und führten sechs Lehranstalten, darunter drei Gymnasien.

Sudetendeutsche Ordensfrauen gab es rund 2800 in 34 verschiedenen Orden und Kongregationen, die am Vorabend des Anschlusses des Sudetenlandes an Deutschland eine Vielzahl von Schulen führten und zwar 43 Volksschulen, 28 Bürgerschulen, acht Fortbildungsschulen, 13 Handarbeitsschulen, fünf Handelsschulen, 31 Frauenfachschulen, eine Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Bildungsanstalt für Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerinnen, zwei Kindergärtnerinnenseminare, drei Sonderschulen und 102 Kurse für Sprachen, Musik und so weiter. Dazu kamen noch 89 Kindergärten. Ein Viertel der Schwestern waren in der Schule tätig, mehr als die Hälfte in der Alten- und Krankenpflege.

Seit 967 hatte es Benediktinerinnen, seit 993 Benediktiner in Prag gegeben. Im Mittelalter ließen sich alle klassischen Orden im Lande nieder, in der Neuzeit auch die modernen Kongregationen. Viele der im Mittelalter gegründeten Klöster sind in den Wirren der böhmischen Geschichte aufgegeben worden. So verschwanden in der Hussitenzeit und den folgenden zwei Jahrhunderten manche Klöster. Weitere zwei Dutzend fielen der Aufhebung unter Kaiser Josef II. zum Opfer, darunter auch das älteste, im Jahre 967 gegründete Benediktinerinnenkloster St. Georg in Prag. Im 19. Jahrhundert kam es dann aber wieder zu einer Fülle von Neugründungen, als sich während des Kulturkampfes in Deutschland Klostergemeinschaften ansiedelten, die das Deutsche Reich Bismarcks verlassen mussten. So gingen die Benediktiner von Beuron nach Emaus in Prag, Ursulinenklöster von Liebenthal, Breslau und Schweidnitz nach Arnau, Freiwaldau, Hirschberg und Reichenberg. Die letzte Gründung einer Ordensgemeinschaft im Sudetenland war die der Eucharistieschwestern von Großpriesen im Jahre 1937.

Bereits nach dem Ersten Weltkrieg aber mussten die deutschen Benediktiner Emaus verlassen und besiedelten die leerstehenden Klöster Neresheim in Württemberg und Grüssau in Schlesien. Auch die deutschen Benediktinerinnen von St. Gabriel in Prag mussten auf Druck des Staates ihr Kloster räumen und gingen nach Berthold-

stein in der Steiermark. Die Englischen Fräulein aus Prag ließen sich damals in Neuern im Böhmerwald nieder.

Von der Auflösung deutscher Schulen waren nach 1918 auch verschiedene Ordensschulen betroffen. Den Prämonstratensern von Tepl wurde die Führung des Gymnasiums in Pilsen genommen, die Ursulinen verloren ihre Lehrerinnenbildungsanstalt in Reichenberg und die Borromäerinnen ihre Lehrerinnenausbildungsstätte in Tetschen.

Ein weiterer schwerer Schlag für die Klöster kam nach dem Anschluss 1938 an das Deutsche Reich, das viele Klöster aufhob und alle Ordensleute aus den Schulen vertrieb. Zahlreiche Ordensleute wurden verfolgt. Im Konzentrationslager starben Patres wie Heribert Kluger (Deutscher Orden), Petrus Mangold (Franziskaner) oder Engelmar Unzeitig (Mariannahiller); mehrere Dutzend Ordenspriester waren inhaftiert, andere erlebten Verhöre und Hausdurchsuchungen, manche erhielten Predigt- und/oder Schulverbot. Die aus dem KZ zurückgekehrten Überlebenden wurden dann von den Tschechen ebenso vertrieben wie ihre Gläubigen.

Wie sah das Schicksal einzelner ausgesiedelter Klöster nach der Vertreibung aus? Das Stift Tepl in Westböhmen zählte 1934 70 Priester, zehn Kleriker und sechs Novizen und betreute 31 Pfarreien, darunter 25 dem Stift inkorporierte. Nach der Vertreibung kam der Konvent mit Abt Möhler nach Speinshart, später nach Schönau im Taunus, von wo er nach Villingen und später nach Obermedlingen übersiedelte. 1995/96 wurde das Kloster aufgehoben. Das Kloster Braunau in Ostböhmen, das mit dem Kloster Břevnov (in Prag) bis 1939 ein Doppelkloster bildete und auf den heiligen Adalbert zurückgeht, fand in Rohr in Niederbayern eine neue Bleibe, wo es bis heute besteht und noch ein Gymnasium führt.

Das Zisterzienserstift Osseg suchte sich in Raitenhaslach in der Diözese Passau niederzulassen, doch kam es dort zu keiner Tradition. Als die Patres Raitenhaslach dem Bischof von Passau zurückgaben, führten einige von ihnen in Langwaden am Niederrhein die Tradition von Osseg weiter. Das deutsche Stift Hohenfurth ging in die Vertreibung nach Österreich, wo es sich in Rein mit dem dortigen Kloster zum Stift Rein-Hohenfurth vereinigte. Als nach der Wende das Stift Hohenfurth in Südböhmen mit tschechischen und polnischen Zisterziensern wiederbesiedelt wurde, wurde die Vereinigung in Rein aufgegeben. Die Kreuzherren mit dem roten Stern, die 1938 ein deutsches Noviziat in Maria Kulm eingerichtet hatten, versuchten in Fronhausen an der Lahn die Tradition ihres Ordens weiterzuführen, musste aber dort Kloster und Pfarrei bald aufgeben.

Die sudetendeutschen Augustiner, Redemptoristen und Kapuziner hatten nach der Vertreibung eigene Vizeprovinzen beziehungsweise ein Kommissariat. Der Mangel an Nachwuchs bei den Augustinern und Redemptoristen und fehlendes Verständnis von Seiten der deutschen Kapuziner haben diesen selbständigen Gruppierungen ein Ende gemacht.

Auch die sudetendeutschen Schwestern wurden nach 1945 vom Schicksal der Vertreibung betroffen. 2156 sudetendeutsche Schwestern wurden ausgesiedelt, davon 1391 nach Deutschland, 587 nach Österreich, 172 in andere Länder. Insgesamt 118 ordenseigene deutsche Häuser und Anstalten gingen dabei verloren. Manche wurden von tschechischen Schwestern weitergeführt. Der Abtransport aus der Heimat erfolgte zum Teil in geschlossenen Gruppen, so etwa bei den Salesianerinnen und Ursulinen. Einige Schwestern von ausländischen Mutterhäusern, die nur in Filialen im Sudetenland tätig waren, kehrten nach Holland oder Wien zurück. Manche Schwestern konnten oder mussten zunächst bleiben, da sie in Krankenhäusern gebraucht wurden. Als aber zum Beispiel die Kreuzschwestern 1951 in den Krankenhäusern von Eger, Falkenau oder Dux abgelöst wurden, brachte man sie noch als billige Arbeitskräfte in die Fabriken Südböhmens, ehe sie 1954 auf Intervention des Roten Kreuzes in die Schweiz ausreisen konnten. Von dort gingen die meisten nach Bayern, wo sie 1957 eine neue Bayerische Provinz gründeten. Zwölf deutsche Schwestern der Kongregation von der Unbefleckten Empfängnis Mariens erhielten erst 1964 Ausreisebewilligung. Sie führten dann in Leitershofen ein Exerzitienhaus der Diözese Augsburg. Von 34 selbständigen weiblichen deutschen Ordensfamilien blieben nur sechs Gemeinschaften in der Tschechoslowakei zurück, von den übrigen schritten zwölf in der Vertreibung zu Neugründungen.

So gründeten die Deutschordensschwestern ein neues Mutterhaus im Nikola-Kloster in Passau und die Armen Schulschwestern 1949 eine sudetendeutsche Provinz in Auerbach in der Oberpfalz. Die Barmherzigen Schwestern vom Dritten Orden des heiligen Franz ließen sich in Arnsdorf in Niederbayern nieder. Der Orden von der Heimsuchung Mariens, das heißt die Salesianerinnen von Chotieschau, die vom Fürsten Thurn und Taxis während des Kulturkampfes das Schloss in Chotieschau als Kloster erhalten hatten, fanden in Niederfels Zuflucht.

Die größte Schwesterngemeinschaft Böhmens, die Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz mit dem Sitz in Eger nahmen 1945/46 vorübergehend Sitz in Tunzenberg und Regenstauf (Spindelmühle) dann im Schloss Werneck, ehe sie ein neues Mutterhaus in Gemünden am Main errichteten. Andere Schwestern gingen nach Österreich wie

die Eucharistieschwestern von Großpriesen, die heute ihr Mutterhaus in Salzburg haben. Regensburg bot auch den Klarissen von Leitmeritz 1945/46 vorübergehend Bleibe, bis sie in Liblar und Senden (Westfalen) eigene Klöster schufen.

Im Sudetenland hatten 1945/46 tschechische Ordensleute die deutschen Klöster übernommen. In Tepl wurde das Kloster am 3. September 1945 militärisch besetzt und alle Insassen ein halbes Jahr im Stift in Haft gehalten. Abt Petrus Möhler und Prior Hieronymus Walter kamen ins Gefängnis nach Eger, von wo sie erst 1948 entlassen wurden. Die deutschen Mitglieder wurden im April 1946 nach Bayern vertrieben, die in den Pfarreien tätigen Patres wurden mit ihren Pfarrangehörigen ausgesiedelt. Das Stift Tepl wurde 1945 zunächst der Administratur von Strahov unterstellt und als selbständige tschechische Kommunität konstituiert. 1950 wurde es wie alle Klöster der Tschechoslowakei aufgehoben. Es diente als Kaserne, während die Kloster-Bibliothek öffentliche Kreisbibliothek wurde. Erst 1990 wurde das Kloster den Prämonstratensern zurückgegeben, die es 1992 wieder besiedelten.

Da es zu wenige tschechische Benediktiner gab, holte man 1945 Benediktiner tschechischer Herkunft aus den USA nach Braunau. In Osseg musste das Zisterzienserkloster den Salesianern übergeben werden, da es keine tschechischen Angehörige dieses Ordens in Nordböhmen gab und auch Hohenfurth kaum besiedelt werden konnte. Nach 1950 gab es keine Klöster in der Tschechoslowakei, da sie alle aufgehoben wurden. Einige Klostergebäude dienten als Gefängnisse oder Altersheime für Schwestern. Es waren so genannte „Konzentrationsklöster“, in denen die Ordensleute interniert waren.

Erst nach der Samtenen Revolution wurden seit 1990 die Klöster zurückgegeben und die Orden wieder zugelassen. So wurden Tepl und Hohenfurth und auch Osseg und das Servitenkloster im südböhmischen Gratzen neu besiedelt. Mit Ausnahme von Osseg, wohin aus Langwaden ein deutscher Abt zurückkehrte, und Gratzen, wo ein sudetendeutscher Servit, der als Kind nach Tirol vertrieben wurde, bis zu seinem Tode 2005 tätig war, handelte es sich aber in Böhmen um rein tschechische Klöster. Der Tod des deutschen Abtes in Osseg und des einzigen Serviten in Gratzen ist vorläufig das Ende deutscher Klöster in Böhmen.

Rudolf Grulich

Vertreibungszüge gab es auch aus Österreich.

Die polnischen und tschechoslowakischen Exilregierungen in London hatten schon seit 1939 die Umsiedlungen der Deutschen aus Polen und der Tschechoslowakei gefordert. Ihnen wurde von Churchill, Roosevelt und auf eine rechtliche Grundlage stellend auch von Stalin recht gegeben, auch wenn sich bereits während des Krieges erste Stimmen gegen die alliierten Vertreibungspläne erhoben. Auf der Konferenz von Potsdam vom 17. Juli bis 2. August 1945 beschlossen die „großen Drei“ Churchill, Roosevelt und Stalin im Schloss Cecilienhof endgültig die Umsiedlung der Deutschen aus dem östlichen Europa. Churchill wurde Ende Juli von Clement R. Attlee abgelöst. Erst nach der Konferenz trat auch Frankreich am 7. August mit gewissen Vorbehalten den Beschlüssen bei. Es ging um Entmilitarisierung und Entnazifizierung Deutschlands, um Wiedergutmachungsleistungen und um die neue Ostgrenze Deutschlands, aber vor allem um die Überführung der deutschen Bevölkerung aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn in „ordnungsgemäßer und humaner Weise“. Dieses Abkommen sollte den bereits begonnenen „wilden Vertreibungen“ der Deutschen aus ihren seit Jahrhunderten angestammten Heimatgebieten ein Ende machen und die künftigen Umsiedlungen auf eine rechtliche Grundlage stellen. Bis November 1945 hatte dann der Alliierte Kontrollrat „nach langen Vorbereitungen und Verhandlungen einen Plan zur ordnungsgemäßen Umsiedlung von Deutschen aus Polen, der Tschechoslowakei, Österreich und Ungarn ausgearbeitet“. Da alle Zeitungen in den vier Besatzungszonen Deutschlands von den Besatzungsmächten lizenziert waren, konnten die Zeitungen nur die Beschlüsse ohne Kommentar abdrucken, z. B. die „Marburger Presse“ am 23. November 1945, also drei Tage, nachdem der Kontrollrat in Berlin die Pläne für die Umsiedlung vereinbart hatte. Unter dem Titel „6,5 Millionen Deutsche werden umgesiedelt. Der Umsiedlungsplan des Alliierten Kontrollrates“ wurde der Plan detailliert vorgestellt. Es ist die Rede von Deutschen aus Polen, der Tschechoslowakei, Österreich und Ungarn, nicht von Jugoslawien, das aber ebenfalls seine Deutschen vertrieb. Und es ist die Rede von Deutschen aus Österreich, das ja außer einer kleinen kroatischen und ungarischen Minderheit im Burgenland und den Slowenen in Südkärnten deutschsprachig war und ist. Tatsächlich kamen auch aus Österreich Flüchtlingszüge oder besser gesagt Vertreibungszüge nach Deutschland. Es waren meist Sudetendeutsche und Donauschwaben, die geflohen waren, evakuiert wurden oder wie beim Brünner Todesmarsch brutal über die Grenze getrieben waren. Die „Deutschen aus Polen“ waren in überwiegender

Zahl Deutsche aus den Gebieten jenseits von Oder und Neiße, also aus Ost- und Westpreußen, Pommern, Ostbrandenburg, Schlesien und aus Danzig, das bis 1939 ein Freistaat unter dem Schutz des Völkerbundes gewesen war. Für die Umsiedlung der „Deutschen aus Polen“ bestimmte der Kontrollrat: „Sie werden auf die russische und britische Zone aufgeteilt.“ Die 3,15 Millionen Deutsche, die aus der Tschechoslowakei, Österreich und Ungarn zur Umsiedlung bestimmt waren, sollten in die amerikanische, französische und russische Zone kommen; davon sollten 2,25 Millionen in die US-Zone deportiert werden. Im Laufe der Vertreibung haben sich 1946 die Zahlen noch erhöht.

Obwohl es eine eindeutige Vertreibung war, wurden die Vertriebenen nicht nur im Plan der Alliierten pauschal „Flüchtlinge“ genannt, sondern auch von den deutschen Aufnahmebehörden, die unter der alliierten Zensur nicht von Vertreibung und Vertriebenen sprechen durften. Von den 2,25 Millionen, die für die US-Zone bestimmt waren, ging der Kontrollrat von 1,75 Millionen aus der Tschechoslowakei aus, aus Ungarn von einer halben Million und von 150 000 Personen aus Österreich. Die Umsiedlung in die französische Zone sollte nicht vor dem 15. April 1946 beginnen, denn vorher mussten die Franzosen 250 000 Flüchtlinge aus der amerikanischen Zone aufnehmen. Für die anderen Besatzungszonen sollten schon im Dezember 1945 zehn Prozent der Gesamtzahl, im März und April jeweils fünfzehn Prozent, im Juni zwanzig Prozent und im Juli zehn Prozent der Gesamtzahl umgesiedelt werden. Für den Fall, dass es Wetter- oder Transport-schwierigkeiten geben würde, wurden auch Änderungen der Termine in Erwägung gezogen. Die alliierten Kommissionen sollten nach Bestätigung dieser Pläne die Regierungen in Prag und Wien sowie die alliierten Kommissionen in Österreich und Ungarn unterrichten.

Die 1216 Vertreibungszüge, die jeweils in vierzig Viehwaggons mit jeweils dreißig Personen aus Böhmen, Mähren und Sudetenschlesien in die US-Zone nach Bayern, Hessen, Nordwürttemberg und Nordbaden aufbrachen, sind aus der Arbeit Alfred Bohmanns und auch von den zwei Auflagen der Broschüre der Sudetendeutschen Landsmannschaft vom Jahre 2006 bekannt. Unter dem Titel *Die Flüchtlingstransporte des Jahres 1946* hat Wilhelm Jun „Eine zusammenfassende statistische Darstellung der Transporte aus der Tschechischen Republik, Österreich, Ungarn und der Slowakei nach den Ländern der amerikanischen Besatzungszone Bayern, Baden-Württemberg und Hessen sowie der sowjetischen Besatzungszone (SBZ)“ veröffentlicht. Wilhelm Jun aus Pohlritz führt für das Jahr 1946 insgesamt 1832 Transporte auf. Die Transporte in die US-Zone kamen zunächst alle nach Bayern und wurden von dort teilweise

weitergeleitet. Jun weist in seinen Erläuterungen darauf hin, dass es nicht nur eine mühselige Kleinarbeit war, die Herkunftsorte bzw. die Abgangsbahnhöfe zu ermitteln, sondern dass die Auswertung der Akten z. B. im Bayerischen Staatsarchiv Augsburg, zeigte, „dass viele Transporte, die nach der Ankunft an den bayerischen Grenzbahnhöfen teilweise abgekoppelt und geteilt wurden, nicht im Gesamtverzeichnis enthalten sind“.

In Aalen kam am 23. Januar 1946 der erste Zug aus der ČSR aus Budweis an, in Würzburg der zweite Zug aus Budweis. In der Sowjetzone nennt Jun einige Züge aus Grulich, Reichenberg, Tetschen und anderen Orten, die nach Henningsdorf und nach anderen Orten fuhren. Aus Österreich kam der erste Zug aus Wels am 16. Januar 1946 nach Augsburg, aus Wien fuhren schon am 11. Januar 1946 die ersten Züge nach Coburg ab, der letzte Zug traf am 3.12.1946 aus Salzburg in München-Allach ein. Elf Transporte kamen aus Graz, fünfzehn aus Klagenfurt, 36 Transporte aus Kleinmünchen, 26 aus Linz, 62 aus Melk, 29 aus Salzburg, 15 aus Wien und 41 aus Wien-Hütteldorf. Dazu kamen noch andere Abgangsbahnhöfe. Die Zahl der erfassten Personen aus Österreich betrug 224 425 in 271 Transporten. Von Melk kamen die meisten Züge, denn das Lager Melk war die Zwischenstation, die alle Deutschen aus der sowjetischen Zone in Österreich passieren mussten. Wien und Wien Hütteldorf waren die Abgangsbahnhöfe für die Umsiedler aus den nichtrussischen Besatzungszonen von Wien.

Aus Budapest traf am 21. Januar 1946 der erste Transport in Würzburg ein, dem 129 Züge mit 129 615 Personen im Jahre 1946 folgten. Die wichtigsten Abgangsbahnhöfe waren Budapest und Ödenburg und Dutzende anderer Bahnhöfe in der Nordbatschka, der Schwäbischen Türkei, im Ofener Bergland, am Donauknie und in West-Ungarn.

Aus der Slowakei hat Jun 26 Transporte mit Karpatendeutschen festgestellt, mit denen vom 2. Mai bis zum 23. Oktober 1946 26 676 Personen umgesiedelt wurden. Die meisten wurden in Novaky und Pressburg „einwaggoniert“, andere in Engerau, Poprad (Deutschendorf) und Priewitz. Außer in die US-Zone, wo Hanau, Augsburg, Regensburg, Böblingen, Lauterbach, Fulda, Schwäbisch Gmünd, Ulm und Sinsheim die wichtigsten Zielbahnhöfe waren, waren sechzehn Transporte aus der Slowakei für die SBZ bestimmt. Dankenswerterweise hat Wilhelm Jun auch alle Transporte in die sowjetische Besatzungszone dokumentiert, die am 15. März 1946 begannen, nachdem bereits nach Kriegsende 1945 Zehntausende von Sudetendeutschen Opfer der „wilden Vertreibungen“ in die SBZ wurden. Die letzten dieser Transporte kamen im November und am 19. Dezember 1946 in die Sowjetzone. Es waren 285 Transporte mit 262 262 Personen,

was zeigt, dass nicht Zehntausende, sondern Hunderttausende von Sudetendeutschen in der späteren DDR als „Umsiedler“ landeten. Neun Transporte wurden auch vom Grenzlager Hof in Bayern, also bereits in der US-Zone, in die SBZ umgeleitet bzw. weitergeleitet. Wir werden das Thema der Vertreibungszüge in diesem Jahr zum 75. Jahrestag verstärkt behandeln.

Rudolf Grulich

Wir Sudetendeutschen und alle Ostdeutschen trauern um eine schwindende Generation.

Die Zeitschrift *Israelnetz* des *Christlichen Medienmagazins Pro* spricht von letzten Zeugen: „Corona raubt Israel eine außergewöhnliche Generation“. In vielen, ja vielleicht sogar in allen Ländern der Erde häufen sich die Zahlen der Menschen, die von der Corona-Pandemie aus dem Leben gerissen werden. Es sind meist Menschen über 80 Jahren, die Opfer des Virus und seiner Mutationen werden. Israel trauert, dass unter den Opfern viele Holocaust-Überlebende sind und Bürger, die den Staat aufbauten. Im Beitrag im *Israelnetz* heißt es: „In vielen Ländern trifft es eine Generation, deren Lebensweg durch besondere Ereignisse gezeichnet ist. In Japan sind es Menschen, die sich an die Atombombenangriffe von 1945 erinnern. In Deutschland setzt sich die Seniorenrisikogruppe aus Personen zusammen, die Bombenangriffe erlebten und die, wie Bundeskanzlerin Angela Merkel in einer ihren Ansprachen ausführte, das Land aufbauten und seinen Wohlstand begründeten.“

Ich vermisse dabei einen Hinweis auf die Vertreibung von über zwölf Millionen ostdeutschen Vertriebenen. Wer noch in der alten Heimat geboren wurde, oder als Kind in der Vertreibung im Viehwagen auf einer Holzkiste saß, gehört heute zur Risikogruppe und zur ersten oder zweiten Gruppe bei der Corona-Impfung. Das heißt aber auch, dass mit jedem Corona-Opfer die Zahl der Zeitzeugen sinkt, die noch von der Vertreibung berichten können oder von der Zeit im Lager vor der „Einwaggonierung“ oder in Deutschland. Ich bin geprägt vom Lager in Creußen, in dem ich als Kind die Zeit von 1946 bis 1951 verbrachte.

Mein Lehrer an der Hochschule in Königstein und späterer Kollege an der Universität in Gießen, Prof. Adolf Hampel, hat ebenso wie ich am Anfang eines jeden Semesters seine Studenten gefragt, wer sudetendeutsche oder ostdeutsche Wurzeln habe. Natürlich meinten wir nicht „ostdeutsch“ im Sinne der DDR (und leider nach der Wende auch nicht das, was früher „mitteldeutsch“ hieß). Was bewog uns zu

dieser Frage? Oberhessen war bis nach dem Zweiten Weltkrieg totale Diaspora. Nur ganz wenige Pfarreien hatten die Reformation überlebt. Erst im 19. Jahrhundert waren einige neue Pfarreien entstanden. In Nidda und vielen Dörfern der Wetterau gab es bis 1933 mehr Juden als Katholiken. 1946 kamen aber 394 Vertreibungszüge aus der Tschechoslowakei nach Hessen, das zur *Amerikanischen Besatzungszone* gehörte. In den jeweils 40 Viehwaggons dieser Züge waren immer 30 Personen, also pro Zug jeweils 1200 vertriebene Sudetendeutsche, die zu 90% Katholiken waren.

Da Adolf Hampel und ich katholische Theologie lehrten, war uns klar, dass die meisten unserer katholischen Studenten in Gießen Sudetendeutsche sein mussten. Aber viele Studierende wussten nicht, woher die Eltern oder Großeltern stammten. Eine Studentin meinte: „Ich glaube, meine Großmutter ist irgendwo aus der Gegend bei Polen.“ Ich bat die Studentin, bis zur nächsten Stunde in der Familie nachzufragen, da mir die Angabe „irgendwo aus der Gegend bei Polen“ zu vage war. In der nächsten Seminarstunde kam die Studentin und fragte mich: „Wissen Sie vielleicht, wo Falkenau liegt? Die Großmutter ist aus Falkenau.“

1995 bot ich ein Seminar an *50 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg und die Kirche in Deutschland*. Ich hatte als Zeitzeugen Pfarrer Anton Rawitzer aus Echzell eingeladen, der aus dem Egerland stammte und den Studenten von der Vertreibung und von seinen ersten Jahren als Rucksackpriester in der Diaspora in Hessen berichtete. Die Diskussion über seinen guten Vortrag war eine Katastrophe, denn es kamen Fragen wie: „Was für ein Auto hatten Sie als Rucksackpriester?“ Höhepunkt war die Frage eines Studenten: „Sie haben sich vertreiben lassen, Herr Pfarrer? Warum hat Ihre Pfarrei keine Demo gegen die Tschechen gemacht?“ Heute muss man Begriffe wie Rucksackpriester, Speckpater oder Kapellenwagen auch in der Wetterau und in Hessen erklären, obwohl der erste Kapellenwagen 1950 ganze 26 Wochen in 26 Dörfern der Wetterau und im Vogelsberg fuhr und der katholischen Diaspora buchstäblich die fahrende Kirche ins Dorf brachte.

Liebe Landsleute! Es ist fünf Minuten vor zwölf! Wir wissen, dass uns Sudetendeutschen wie allen Ostdeutschen der Wind der Ignoranz und des Nichtwissens vieler Europäer ins Gesicht bläst. Die Erfahrungen waren für uns im *Haus Königstein* Weckrufe. Manche Studenten konnten gewonnen werden und schrieben später Diplom- oder Zulassungsarbeiten, die sie bei unseren Tagen der offenen Tür in Nidda und dann seit 2019 in Ockstadt vorstellten. Leider hat uns das Coronavirus im Vorjahr geschadet, aber ich hoffe, dass wir nach der Pandemie wieder kompetente Zeitzeugen einladen können.

Rudolf Grulich

Erzbischof Beran und die Sudetendeutschen

Bis heute ist die Diskussion um die Seligsprechung des Prager Erzbischofs Kardinal Josef Beran, der erst 1963 von den kommunistischen Behörden freigelassen wurde und in Rom seinen Lebensabend verbrachte, nicht abgeschlossen.

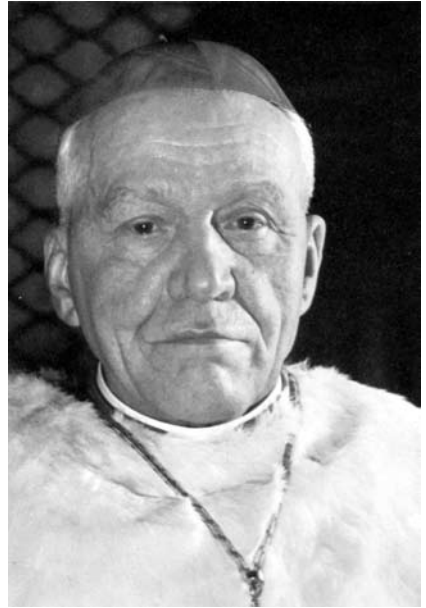
Der 1888 in Pilsen geborene Beran war 1938 Regens des Prager Priesterseminars gewesen, in dem bis dahin deutsche und tschechische Theologiestudenten gemeinsam wohnten, während sie die Vorlesungen an zwei verschiedenen theologischen Fakultäten zweier Universitäten – der

tschechischen Karls-Universität und der Deutschen Universität in Prag – besuchten. Im Zweiten Weltkrieg war Beran in Dachau inhaftiert. 1946 wurde er zum Erzbischof von Prag ernannt, wo der erzbischöfliche Stuhl seit dem Tode von Kardinal Kašpar 1941 vakant war.

Viele Sudetendeutsche wissen, dass der neu ernannte Erzbischof Beran 1947 in einem Interview mit der Schweizer Zeitung *Die Tat* die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei als „imperative Notwendigkeit“ gebilligt hatte. Viele antideutsche Zitate Berans wurden in sudetendeutschen Kreisen weitergegeben. Nicht alle halten genauen Nachprüfungen ihrer Historizität stand, doch auch ein renommierter Historiker wie Friedrich Prinz spricht in seiner *Geschichte Böhmens* von der antideutschen Einstellung des Erzbischofs und seiner Zustimmung zur Vertreibung:

„Verurteilt werden müssen aber auch die erschreckend unmenschlichen Stellungnahmen des Prager Erzbischofs Josef Beran wie des katholischen Parteiführers Jan Sramek zur Vertreibung der Sudetendeutschen; sie sind durch nichts zu entschuldigen.“

Nach seiner Ankunft im Westen konnte sich Beran an das Interview mit der *Tat* nicht mehr erinnern oder meinte bei Fragen danach, der Schweizer Journalist habe ihn falsch verstanden. Aber es ist interessant: Beran bestritt zwar seine Rechtfertigung der Vertreibung, verurteilte diese als Unrecht in se nicht. Auch sudetendeutsche Katholiken und Priester, die bis dahin klar Berans Haltung zur Vertreibung verurteilt hatten, verstummten nun in der Nähe des Bekenner-Kardi-



nals. Wegen seiner Leidenszeit unter den Kommunisten ließ man die Vergangenheit ruhen. Sein erster Besuch in Deutschland nach seiner Freilassung war eher ein Triumphzug, als dass man ihm kritische Fragen gestellt hätte. Statt damals ehrlich über die Jahre 1945/46 zu reden, wie das Prälat Karl Reiß nach dem Gottesdienst mit Beran im Dom zu Mainz versuchte, legte man das Fundament des später von Prag aus eingeleiteten Seligsprechungsprozesses, der heute noch viele Sudetendeutsche verbittert, die in den Jahren 1945 und 1946 viele antideutsche Aussagen des späteren Kardinals kannten.

Dabei zeigt die Haltung Berans von 1945 bis 1948 die ganze Tragik dieses Mannes. Während General Prchala bereits während des Krieges in London einsah, zu was die Anbiederung von Beneš mit Stalin führen musste, verharmloste Beran noch 1947 in dem *Tat*-Interview die kommunistische Gefahr, ja ließ 1948 nach dem Februar-Putsch der Kommunisten im Veitsdom ein *Te Deum* zur „Wahl“ des neuen kommunistischen Präsidenten singen.

Der von der tschechischen Kirche in Angriff genommene Seligsprechungsprozess für Beran ist deshalb ein echtes Ärgernis für viele sudetendeutsche Katholiken, ja könnte in einer weniger säkularisierten Zeit (ähnlich wie auch bei Schlesiern und Ermländern die beabsichtigte Seligsprechung des polnischen Primas und Kardinals Augustin Hlond) zu einer neuen „Los von Rom“-Bewegung unter den Sudetendeutschen führen.

Wenn für einen „Diener Gottes“ und zukünftigen Seligen der „heroische Grad der Tugenden“ festgestellt werden muss, so ist dies für die vier Kardinaltugenden bei einem Diener Gottes Josef Beran sehr schwer! Wer kennt noch aus dem Katechismus die vier Kardinaltugenden:

Klugheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit und Mäßigkeit?

Die *prudentia* (Klugheit) ließ Beran im Falle seiner Einschätzung der Kommunisten 1945 bis 1948 (!) vermissen. Die *fortitudo* (Tapferkeit) war nie seine Stärke. Schon als Seminar-Regens sicherte er sich im schwierigen Jahr 1938 stets bei den Obrigkeiten ab. Bei Besuchen als Erzbischof im sudetendeutschen Grenzland 1946/47 und vorher in Gefängnissen, in denen Deutsche schmachteten, wagte er kein mutiges Wort und verstieß so auch gegen die *iustitia* (Gerechtigkeit). Hätte er die Kardinaltugend der *temperantia* (Mäßigkeit) besessen, hätte er sich als tschechischer Nationalist gemäßigt.

Nach der Freilassung Berans und seiner letzten Lebenszeit im Ausland wurde eine Chance vertan, durch offene Gespräche im christlichen Geist zu einer gerechten, ehrlichen Beurteilung der Nachkriegszeit zu kommen.

Rudolf Grulich

Habsburger Erzherzöge als Bischöfe von Olmütz

1662 starb in Wien der Olmützer Bischof Leopold Wilhelm Erzherzog von Österreich, einer der drei Habsburger, die als Erzherzöge Bischöfe in Olmütz waren. Ihm folgte nach seinem Tode sein Neffe, Erzherzog Karl Joseph. Der dritte ist Erzherzog Rudolf Joseph, der von 1819 bis 1831 das 1777 zum Erzbistum erhobene Olmütz leitete.

Erzherzog Leopold wurde 1614 als Sohn des späteren Kaisers Ferdinand II. und Bruder von Ferdinand III. in Wien geboren. Wie oft in der damaligen Zeit erhielt er schon als Elfjähriger Titel und Einnahmen als Kanoniker in Passau, wo er auch ohne höhere Weißen Bischof wurde. Den Titel eines Bischofs bekam er auch in Straßburg, Halberstadt und später in Olmütz und Breslau. Außerdem verwaltete er gefürstete Abteien und war mit päpstlicher Dispens auch Hochmeister des Deutschen Ritterordens. Er hatte nie die Priesterweihe, geschweige die Bischofsweihe empfangen und ist deshalb in der Geschichte weniger als Bischof, sondern als Hochmeister des Deutschen Ordens und General der kaiserlichen Armee bekannt. Zum Bischof war er auf Wunsch seines kaiserlichen Bruders Ferdinand III. vom Olmützer Domkapitel 1637 gewählt worden, also bereits mit 24 Jahren, was der Papst 1638 bestätigte. Bischof Leopold wurde zwar offiziell 1639 in Olmütz in sein Amt eingeführt, hatte aber als Kommandant der kaiserlichen Truppen im Dreißigjährigen Krieg mehr zu tun. Nach seiner militärischen Niederlage bei Leipzig kamen die Schweden bis nach Olmütz, wo sie als Besatzer bis 1650 blieben, obwohl der Krieg durch den Westfälischen Frieden bereits 1648 beendet war. Während der schwedischen Besetzung in Olmütz hatte sich das Domkapitel nach Wischau zurückgezogen und die bischöfliche Kanzlei wurde nach Wien verlegt. Der Bischof konnte in dieser Zeit dank eines Reiter-Leibregiments des Deutschen Ordens die schwedische Belagerung von Brünn beenden. Noch während des Krieges wurde Leopold vom spanischen König Philipp IV., einem Habsburger, zum Gouverneur der spanischen Niederlande, also des heutigen Belgiens ernannt. Erst acht Jahre nach Kriegsende kam Leopold 1656 wieder kurz nach Olmütz. Doch schon im nächsten Jahr ging er nach Wien, wo er 1662 starb. Da der Fürstbischof mehr Fürst als Bischof war, trug sein Weihbischof Sigmund Minutini die Last der Verwaltung des Bistums, unterstützt von Wien aus auch durch den Domherrn Roderich Graf von Santhilier. Bischof Leopold wurde in Wien in der Kapuzinergruft beigesetzt.

Sein Nachfolger Karl Joseph, der Neffe des Bischofs und Bruder des Kaisers Leopold (1657 bis 1705) war noch viel jünger als sein

Onkel, dem er auch im Deutschen Orden als Hochmeister nachfolgte. Karl Joseph wurde 1649 als Sohn Kaiser Ferdinands III. geboren und bereits als 13-Jähriger von seinem Onkel in den Deutschen Orden aufgenommen und zum Koadjutor bestimmt. Doch sollte die Leitung des Ordens bis zur Volljährigkeit Karl Josephs bei dem österreichischen Landeskomtur Augustin Oswald von Liechtenstein liegen. Vorher hatte Karl Joseph die Tonsur empfangen und konnte so die Pfründe als Olmützer Domherr bekommen und mit päpstlicher Dispens auch die Einnahmen als Olmützer Bischof. 1663 wurde er als Bischof „gewählt“. Das Domkapitel stimmte zu, da es jährlich 12 000 Gulden erhielt, die zur Hälfte den Kanonikern zukamen, die andere Hälfte war für die Beseitigung der Kriegsschäden bestimmt. Der „Bischof“ starb als 15-Jähriger in Linz und wurde in der Kapuzinergruft in Wien begraben.

Im Gegensatz zu diesen beiden Erzherzögen war Erzherzog Rudolf von Österreich, der das Erzbistum Olmütz von 1819 bis 1831 leitete, Priester und geweihter Bischof, obwohl auch er von Kindesbeinen an Pfründe als Kanoniker hatte. Rudolf Johann Joseph Rainer wurde als jüngster Sohn des Großherzogs der Toscana und späteren vorletzten Römischen Kaisers Leopold II. 1788 in Florenz geboren. Schon als 20-Jährigen bestimmte ihn der Olmützer Kardinal Anton Theodor Graf Colloredo zu seinem Koadjutor. Als der Kardinal 1819 starb, erhielt Erzherzog Rudolf die Bischofsweihe und wurde auch gleich Kardinal. Am Konsistorium und den Feierlichkeiten der Kardinalserhebung in Rom nahmen der kaiserliche Hof mit Kaiser Franz I. und Kanzler Metternich teil. Da Rudolf seit 1805 von Beethoven in Musik- und Komponiertätigkeit unterrichtet worden war und dem Komponisten sogar ein Jahresgehalt von 1000 Gulden gewährt hatte, bestellte er bei Beethoven für seine Inthronisation in Olmütz die berühmte Missa solemnis. Beethoven widmete ihm neun Kompositionen. In den Nachschlagewerken wird Rudolfs Mäzenatentum und Wohltätigkeit gewürdigt, doch kaum seine Tätigkeit für Kirche und Erzbistum als Bischof. Da er kränklich war, stand ihm als Weihbischof Ferdinand Graf Chotek zur Seite, der später sein Nachfolger wurde.

Als Erzbischof führte er akademischen Gottesdienst bei den Kapuzinern ein und versuchte, dem Mangel an tschechisch sprechenden Priestern abzuhelfen. Er erreichte, dass die 1781 zu einem theologischen Lyzeum degradierte ehemalige Universität Olmütz wieder zur Universität erhoben wurde. In seinem Beitrag „Erzherzog Rudolf von Österreich als Erzbischof von Olmütz 1819-1831“ stellte Kurt Huber fest, dass der Erzbischof bemüht war, seine bischöflichen Amtspflichten – so wie die Zeit sie verstand – gewissenhaft zu erfüllen.“

Rudolf Grulich

Die Freimaurer in Tschechien

Es gibt wenige Gesellschaften und Vereinigungen, die bis heute so umstritten sind wie die Freimaurer. Manche Kirchen schließen ihre Mitglieder immer noch aus, wenn sie Freimaurerlogen angehören. Nach dem katholischen Kirchenrecht des Codex Juris Canonici von 1917 waren alle Katholiken, die Freimaurer wurden, exkommuniziert. Der neue Codex des Kirchenrechtes vom Jahre 1983 erwähnt die Freimaurerei nicht mehr ausdrücklich und spricht nur ein generelles Verbot für Mitgliedschaften in Vereinigungen aus, die gegen die Kirche arbeiten. Dieser Codex trat am 27. November 1983 in Kraft. Einen Tag zuvor veröffentlichte allerdings Kardinal Josef Ratzinger eine Erklärung, in der es heißt: „Das negative Urteil der Kirche über die freimaurerischen Vereinigungen bleibt unverändert, weil ihre Prinzipien als unvereinbar mit der Kirche betrachtet werden und deshalb ein Beitritt zu ihnen verboten bleibt.“

Nach der politischen Wende im ehemals kommunistischen Osten Europas kehrte auch die Freimaurerei offiziell nach Böhmen und Mähren zurück, nachdem sie dort nach 1948 unterdrückt war. Tschechische Emigranten waren aber Mitglieder in Londoner Logen und andere hatten in Mannheim und München tschechische Logen im Exil gegründet. Schon 1990 wurde in Prag „wiederum das Licht eingebracht“, wie die offizielle Ausdrucksweise der Freimaurer über eine Neugründung spricht. Über die Freimaurer in der Tschechischen Republik kann man sich heute wieder gut informieren, denn seit dem Jahre 2000 liegt das 1932 erstmals erschienene und oft nachgedruckte *Internationale Freimaurerlexikon* von Eugen Lennhoff und Oskar Posner in der aktuellen Überarbeitung von Dieter A. Binder vor. Es wendet sich an Freimaurer ebenso wie an Nichtfreimaurer und enthält auch zahlreiche Beiträge, die sich mit den Freimaurern in Böhmen und Mähren, bei den Tschechen und den Deutschen in den böhmischen Ländern befassen. Stichworte wie Böhmen, Tschechoslowakei/Tschechien, Prag und Brünn informieren uns ebenso über Geschichte und Entwicklung dieser Gesellschaften wie Hinweise auf Einzelpersonlichkeiten wie Graf Sporck und Josef Volf oder Eduard Beneš und Jan Masaryk. In einem Anhang wird das maurerische Vokabular nicht nur in den großen Sprachen wie Deutsch, Englisch, Französisch und Spanisch, sondern auch in Tschechisch angeführt.

Wenn wirklich Franz Anton Graf von Sporck bereits 1726 die erste Loge „Zu den drei Sternen“ in Prag begründet hat, so wäre diese Prager Loge eine der ersten Logen auf dem Kontinent nach der Geburtsstunde der modernen Freimaurerei 1717 in London überhaupt gewesen.

In Leitmeritz trat 1741 die Loge „Sincerité“ ins Leben, die zumeist aus österreichischen Offizieren bestand, welche die freimaurerischen Gedanken und Ideen auch in Zirkel nach Pilsen und Klattau trugen. Im Jahre 1792 wurden im Zeitalter der Reaktion alle Freimaurer-Logen in Böhmen und Mähren aufgehoben. In Brünn arbeiteten 1782 bereits zwei Logen, eine namens „Zu den wahren vereinigten Freunden“ unter der Führung des Grafen Anton Belcredi, die andere „Zur aufgehenden Sonne“ unter Leitung des Altgrafen Karl Anton Salm-Reifferscheidt. 1784 unterstellten sich beide Logen der Prager Großloge. Freimaurer gab es damals auch in Olmütz und Proßnitz sowie im schlesischen Troppau. Im 19. Jahrhundert machte in Prag Oberstlandrichter Josef Graf Auersperg 1811 den Versuch, die Loge „Vereinigte Freunde zur Wahrheit und Einigkeit“ wieder zu errichten, doch wurde er von der Wiener Regierung strafversetzt und die Loge aufgehoben. Neue Gründungsversuche gab es erst nach der Revolution von 1848, doch gaben die Behörden keine Genehmigung für die Gründung von Logen, so dass in benachbarten deutschen Städten wie Dresden, Hof oder Zittau manche Deutsche aus Böhmen Mitglieder der dortigen Logen wurden. Als 1869 eine neue Vereinsgesetzgebung die Bildung von unpolitischen Vereinen erlaubte, entstanden in Karlsbad 1871 und Prag 1872, dann auch in Pilsen, Saaz, Bodenbach, Reichenberg und Haida einzelne Freimaurergruppen in Form dieser erlaubten unpolitischen Vereine. Erst nach dem Ersten Weltkrieg wurden diese Vereine formell in Logen umgebildet und schlossen sich zur deutschen Großloge „Lessing zu den drei Ringen“ zusammen. Erster Großmeister wurde Adolf Girschik. Er ist 1854 in Saaz geboren und wurde 1880 in Dresden in die Loge „Zu den drei Schwertern“ aufgenommen. Girschik versammelte die verstreuten Freimaurer zu böhmischen Brudertagen und wurde deshalb nach dem Ersten Weltkrieg erster Großmeister der Großloge „Lessing zu den drei Ringen“. Er starb 1931. 1918 hatten verschiedene reichsdeutsche Logen bei den Neugründungen in Böhmen Pate gestanden. So tat dies die Großloge „Zur Sonne“ in Bayreuth im November 1918 für die Loge in Karlsbad, die Große Landesloge von Sachsen für die Logen in Saaz, Prag und Reichenberg.

Zwei nationale Großlogen

1918 traten nach Gründung der CSR die meisten tschechischen Maurer aus den deutschen Logen aus und gründeten tschechischsprachige Logen. Seit 1923 bildeten sie eine tschechoslowakische National-Großloge, die von der Großloge von Jugoslawien installiert wurde. Die erste tschechische Loge nannte sich „Jan Amos Komensky“, die sich zunächst dem Grand Orient de France unterstellte, ehe es

dann zur Schaffung der National-Großloge der Tschechoslowakei kam. Beide Großlogen in Prag wollten zur Überwindung der nationalen Gegensätze im Lande beitragen. Unter den führenden Politikern im Ausland war der 1919 verunglückte General Stefanik Mitglied einer französischen Loge gewesen. Eduard Beneš gehörte nach dem Ersten Weltkrieg der Loge „Pravda zvitezi“ (Die Wahrheit siegt) an, Jan Masaryk der Prager Loge „Jan Amos Komensky“, während sein Vater Thomas G. Masaryk entgegen manchen Behauptungen nicht Freimaurer war. Beide Großlogen arbeiteten vor allem bei der Erforschung der Geschichte eng zusammen. Es gab damals in Prag eine Academia Masonica als wissenschaftliche Vereinigung und die historische Quattuor-Coronati-Vereinigung. Der Meister vom Stuhl der Prager Loge „Harmonie“, Dr. Paul Haensel, hatte die Academia Masonica als „Verein zur wissenschaftlichen Erforschung der Grundlagen der Freimaurerei“ gegründet. Die Zusammenarbeit beider Großlogen soll gut gewesen sein. So hielt Eduard Beneš als Außenminister 1928 in einer deutschen Loge in Prag einen Vortrag. Dieser Aspekt nationaler Zusammenarbeit ist interessant, da seit den Schriften des österreichischen Abgeordneten Friedrich Wichtl die Legende existiert, die Schaffung der ersten tschechoslowakischen Republik wäre ebenso ein Werk der Freimaurer wie auch der Mord am Thronfolger Franz Ferdinand und seiner Gemahlin 1914 in Sarajevo und der Kriegseintritt Italiens 1915 gegen seine bisherigen Verbündeten Deutschland und Österreich.

Neben den beiden deutschen und tschechischen Großlogen gab es auf dem Gebiet der Tschechoslowakei seit 1931 noch den „Großorient der Tschechoslowakei“, der gemischtsprachig war. 1932 existierten nach dem Internationalen Freimaurerlexikon deutschsprachige Logen in der Tschechoslowakei in Aussig, Brünn, Brüx, Gablonz, Karlsbad, Marienbad, Olmütz, vier Logen in Prag, Pilsen, Reichenberg, Saaz, Teplitz-Schönau und Mährisch Ostrau. In der Slowakei bestanden deutsche Logen in Preßburg und in Käsamarca.

1939 wurden nach Hitlers Einmarsch in Prag alle Logen geschlossen, deren Tradition aber in London von Emigranten in der tschechischen Großloge „Jan Amos Comenius“ im Exil weitergeführt wurde. Auch im tschechischen Untergrund wurde nach der offiziellen Auflösung der Logen weitergearbeitet. So gab es in der Protektoratsregierung fünf Freimaurer, darunter waren Ministerpräsident Alois Elias und der Landwirtschaftsminister Feierabend, die von den Nationalsozialisten hingerichtet wurden. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Wiedererrichtung der Tschechoslowakei entstanden seit 1945 in der neuen Republik 15 neue Logen, die sich 1947 wieder zu einer nationalen Großloge zusammenschlossen, welche aber 1951 von den

Kommunisten offiziell verboten wurde. Nach der politischen Wende des Jahres 1989 erlebte die Freimauerei in der Tschechischen Republik einen neuen Aufschwung. Unter den Logen in Prag gab es bald auch eine englischsprachige, eine italienischsprachige und eine französischsprachige Loge und jetzt auch eine Loge, die ihre Riten in deutscher Sprache ausführt. Darüber und über Spaltungen verschiedener Freimaurergruppen werden wir in der nächsten Ausgabe berichten.

Das Wort „sudetendeutsch“ kommt im Internationalen Freimaurerlexikon vom Jahre 2000 nicht vor. Selbst ein berühmter Freimaurer wie Franz Josef von Gerstner, nach dem die sudetendeutsche Landsmannschaft ihre Gerstner-Medaille für besondere Leistungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, Forschung und Technik benannt hat, wird als eine der „tschechischen Persönlichkeiten aus der österreichischen Ära“ bezeichnet. Er gehörte der Loge „Wahrheit und Einigkeit zu den drei gekrönten Säulen“ in Prag an.

Wenn den Freimaurern die Brüderlichkeit, Menschenfreundlichkeit und Toleranz ein Hauptanliegen ist, dann müssen sie sich ebenso wie die Kirchen die Frage stellen lassen, warum sie 1945 in der Tschechoslowakei zur Vertreibung der Deutschen schwiegen und auch heute zu den Beneš-Dekreten schweigen. Die Arie „In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht“ aus der „Zauberflöte“ Mozarts gilt als eine Freimaurerhymne. Es verwundert mich doch, dass auch Angehörige des Bröderbundes der Freimaurer genauso wie manche Kirchenmänner Verbrechen entschuldigten, wenn sie „aus gerechter Rache“ erfolgten, wie das Gesetz vom 8. Mai 1946 besagt. In der Darstellung des Neubeginns der Freimaurer nach 1945 wird die demokratische Entwicklung bis zur Machtübernahmen der Kommunisten betont, die Vertreibung der Deutschen aber nicht erwähnt. Die heutigen Logen sollten danach ebenso gefragt werden wie die Kirchen in Tschechien.

Rudolf Grulich

Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende
und beachten Sie auch unser interessantes
Bücherangebot auf Seite 32.

Neuerscheinung

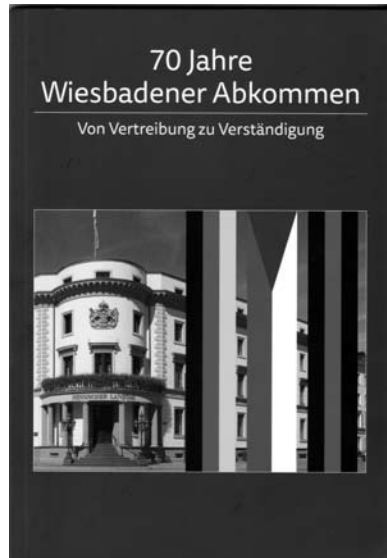
70 Jahre Wiesbadener Abkommen. Von Vertreibung zu Verständigung

Die Corona-Pandemie hat leider eine große Veranstaltung zum 70. Jahrestag des Wiesbadener Abkommens vom 4. August 1950 nicht möglich werden lassen. Dafür liegt eine fachkundige Publikation vor, die von der Sudetendeutschen Landsmannschaft, vom Sudetendeutschen Rat und von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen herausgegeben wurde.

In seiner Einführung weist der Vorstandsvorsitzender der Kulturstiftung und Präsident der Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft, Reinfried Vogler, darauf hin, dass schon 1950 am 4. August in Wiesbaden das *Wiesbadener Abkommen* und einen Tag später in Stuttgart die *Charta der deutschen Heimatvertriebenen* auf Rache und Vergeltung verzichtet und die Schaffung eines geeinten Europas fordert. Der Ministerpräsident des Landes Hessen, Volker Bouffier, schrieb das Geleitwort für die neue Broschüre, der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedler und nationale Minderheiten, Bernd Fabritius, und der Oberbürgermeister der Stadt Wiesbaden sandten Grußworte.

Sachkundige Beiträge über das Wiesbadener Abkommen und seine Bedeutung stammen von Professor Manfred Kittel (Universität Regensburg), von Magarete Ziegler-Raschdorf, der Beauftragten der Hessischen Landesregierung für Heimatvertriebene und Spätaussiedler, von Professor Gilbert H. Gornig (Universität Marburg) und Professor Rudolf Grulich, der das Wiesbadener Abkommen 2020 in unseren Mitteilungen vorgestellt hatte. Beiträge von drei Politikern runden die informative 105-seitige Broschüre ab. Bernd Posselt als Sprecher der Sudetendeutschen, Daniel Hermann als ehemaliger Kulturminister der Tschechischen Republik und Christa Naaß als Generalsekretärin des Sudetendeutschen Rates schreiben über die Verständigung.

Bestelladresse: Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen
Godesberger Allee 72-74, 53175 Bonn



Unser Bücherangebot

Arnold Spruck, „**Wurzeln und Wege. Eine Geschichte der Katholiken in und um Nidda**“. 533 Seiten, EUR 16,80.

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hrsg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben**. 336 Seiten, EUR 16,80.

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948**, (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, EUR 29,80.

Zur Seligsprechung von P. Engelmar Unzeitig:

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel**. 279 Seiten, EUR 10,00.

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers, und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas**. 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland**. 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen**. 287 Seiten, EUR 14,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 3: Hermann Heinisch, „Dort auch bist ja Du mir nahe“. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken**. 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“**. Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung des „Ackermann und der Tod“ und dem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 Seiten, EUR 7,80.

Band 6: Patrick Strosche, **„Wohin soll ich mich wenden?“ Das Ringen um die Aufnahme ostdeutscher Kirchenlieder in das Gesangbuch des Bistums Mainz**, 2017. 192 Seiten, EUR 9,80.